



Der zweieinhalb Kilometer lange Grenzzaun zwischen Kreuzlingen und Konstanz wurde 1939/40 von den Schweizer Behörden zusammen mit der deutschen Wehrmacht erstellt.

Erkundungen im Konstanzer und Kreuzlinger Grenzland

Geschichten über den Zaun

Von Lisbeth Herger (Text) und Pia Zanetti (Bilder)

Der Zaun steht gelassen. Die fünfzig Jahre Frieden konnten ihm nichts anhaben. Und nichts die Debatte jüngst, zu Beginn der Neunziger, im Windschatten des Berliner Frühlings mit seiner fallenden Mauer, als der Konstanzer Bürgermeister zu träumen begann: «Der Zaun muss weg», diese «städtebauliche Altlast» aus der braunen Zeit, denn er trennt, was «wie selbstverständlich zusammengehört». Sein Amtskollege von drüben, der Stadtmann von Kreuzlingen, war der Sache nicht einmal abgeneigt. Man habe damals, 1945, bei Kriegsende, eine historische Chance verpasst, meinte er und zeigte sich guten Willens. Es blieb beim Willen. Der politische Höhenflug über dem deutsch-schweizerischen Grenzzaun wurde so schnell gestoppt, dass man fast schon zweifelt, ob es ihn gab. Geblieben sind ein paar archivierte Schlagzeilen, ein Buch, zwei kleine Fernsehfilme, ein neues Grenztor für Flaneure am See. Und die Erinnerung an ein Theater, direkt am Zaun gespielt, mit einem staatenlosen Fremdling in der Hauptrolle. Sonst aber verlief sich die Initiative in der engmaschigen Realität des Zauns und seiner Anwälte. Der Nachbarn. Der Grenzwahe. Der schweizerischen Xenophobie. Also steht das Gitterwerk unbeirrt in seinen zweieinhalb Kilometern Länge, schneidet hart in den See, trennt Gärten von Häusern, kappt die freie Fahrt auf den Strassen, zieht dem Grenzbach entlang, ufert schäbig zerknittert im Seerhein.

DER GARTENZAUN. «Den Zaun abreissen? Warum auch nur?» lacht der Mann durch den Zaun, schlägt die Hacke in die Scholle. «Da müsst' ich ja nur selbst einen neuen bauen.» Der Mann hat praktischen Sinn. Sein Haus steht präzise gesetzt auf einer Insel, eingezwängt zwischen Gitter und Grenzbach, am Tägerwiler Zoll. Der sicherste Ort der Welt. Der Grenzzaun ist für ihn Gartenzaun, gut bewacht, und erst noch kostenlos. Was soll er das alles auf-

geben? So wie er denken viele. Wer dort lebt, hat meist ein Eigenheim, ein kleines Stück Garten. Sie haben sich an das Drahtwerk gewöhnt, an die patrouillierenden Zöllner in Uniform. Ihr Rhythmus im Schritt, ihr wachsamer Blick gibt Sicherheit in einer sonst schon komplizierten Welt.

Nicht nur die Anwohner, auch viele Pendler und die Grenz-wächter sehen im Zaun zuallererst einen «Gartenzaun zwischen guten Nachbarn». Den man problemlos passiert, will man nach Konstanz ins Kino, an die Uni. Oder umgekehrt nach Kreuzlingen zur Arbeit, oder beim Emmishofer Zoll in die Migros zum Essen, weil dort die Salate frischer sind als bei Hertie und weil es am Freitag das Fischbuffet gibt. Sie alle sprechen die Sprache der Sesshaften, der Menschen mit den gültigen Papieren und etwas Geld im Sack, denen das Hin und Her erlaubt ist, der Wechsel von hüben nach drüben, das Flanieren auch durch den Zaun.

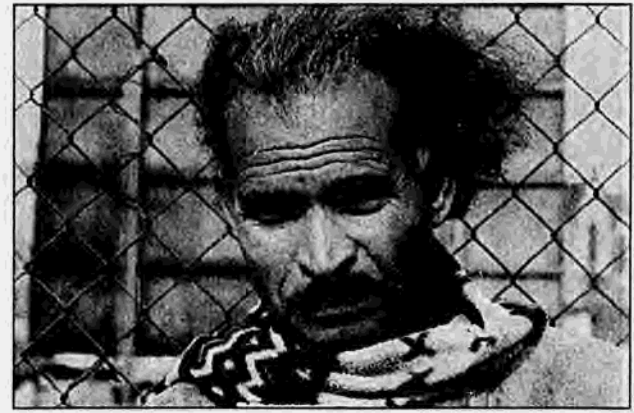
Und vom Gartenzaun reden auch die Konstanzer Gemüsebauern, die täglich ihren Ortsteil, das Paradies, verlassen, um auf Schweizer Seite, aber auf Konstanzer Boden, ihre Felder zu bestellen. Dass so etwas möglich ist, verdanken die Paradieser einer nicht ganz geklärten klösterlichen Schenkung von 150 Hektaren Land an Konstanz und einem seit 1831 nicht mehr veränderten Vertrag zwischen dem Thurgau und dem Grossherzogtum Baden bezüglich der Rechtsverhältnisse dort. So kommt es, dass das Tägermoos zwar auf schweizerischem Staatsgebiet liegt, hier aber Konstanzer Kommunalrecht gilt, Strassen und Wege also von drüben gewartet, das Grundbuch von drüben geführt, das Döbele von der Feuerwehr dort zum Eisfeld gewandelt wird. Und so kommt es auch, dass hier Bauern zu täglichen Grenzgängern wurden, und zwar seit Generationen. – «Grenzgeschichten also suchen Sie», sagt Bauer

Martin etwas ratlos, aber beim Gang durch die Felder über den Ziegelhof zurück zum Zaun weiss er dann doch zu erzählen. Nicht die Geschichte vom Hitlerattentäter Elser, der hier gefasst wurde. Die kennt jeder. Eigenes holt er hervor, von seiner Bubenzzeit, als er über den Grenzbach, der damals noch Saubach hiess, zur Bäckerei im Trompeterschlössle lief und dann mit einem grossen Laib Brot unterm Arm heimkehrte, auf jenem schmalen Wegelein, das fröhlich über die Staatsgrenze hin und her mäanderte, ohne dass der Bub überhaupt davon wusste. Von den schweren Maschinen, die dann später auffuhren, um eben diesen Weg zu begradigen. Einen Zaun stellten sie dann auf, und Panzersperren, Stacheldraht; SS und SA patrouillierten mit Hunden. Kalt war es damals, der Krieg hatte eben begonnen. Die Grenze war dicht.

Doch der deutsche Endsieg brauchte Vitamine, zur nächsten Saison durften die Bauern wieder gehen. Als einzige. Erst mit Grenzkarten in der Tasche, dann mit Nummern im Kopf, weil das Papier der täglichen Nutzung durch erdverkrustete Hände nur kurze Zeit standhielt. «Wer Gemüse im Ausland verkauft, hilft dem Feind», warnte das Plakat am Tägerwiler Zoll. Doch die Paradiesbauern kümmerten sich wenig um völkische Treue. Sie verkauften, solange es irgend ging, ihr Gemüse in der Schweiz. So kam man zu harten Devisen und Schweizer Ware. Die liess man zwar besser drüben, die Kontrollen waren hart, das frischgemähte Gras wurde unter Aufsicht abgeladen, das Heufuder mit Stangen durchstochert, und die 60 Schweizerfranken im Küchenschrank waren der Gestapo zwei Wochen Haft wegen Devisenvergehens wert. Die Angst also war gross, Schmuggel für die Bauern riskant. Aber schlecht haben sie nicht gelebt, damals, die Paradieser. – Nach dem Krieg dann war der Zaun ein zweites Mal völlig zu. Die französischen



Der Zaun hat seine technischen Gehilfen, etwa die moderne Daktyloskopie, die das direkte Einlesen von Fingerabdrücken in digitalisierter Form in eine Datenbank erlaubt.



Das Ding aus Maschendraht hat viele Namen: Gartenzaun, Grenzzaun, Judenzaun, Asylantenzaun. Man hat gelernt, mit ihm zu leben.

Besitzer wollten von Ausnahmen nichts wissen, auch nicht beim Bauer vom Ziegelhof, der in Konstanz weilte und über ein Jahr nicht mehr heimkehren konnte zu Frau und Kind. So jedenfalls wurde es Bauer Martin erzählt. Genauso wie jene andere Geschichte, die vom Rufer am Zaun. Es ging gegen Kriegsende, er selbst war noch keine zwanzig, lag verwundet in Marseille. Ein Verwundetentransport brachte ihn nach Konstanz zurück. Einer am Kreuzlinger Zoll erkannte ihn und informierte den Nachbar auf Schweizer Seite. Und der schrie es dann über den Zaun, seinem Vaterhaus zu, seiner Mutter ins Ohr, dass der Sohn lebt, dass er da unten am Bahnhof eintrifft, dass man ihn sehen kann. Das ist der Vorteil des Zauns. Rufen hält er nicht stand.

DER GRENZZAUN. Gebaut wurde der Zaun in zwei Etappen, von zwei verschiedenen Bauherren. Mit zwei verschiedenen Interessen. Der Abschnitt im Tägermoos ist ein Werk der deutschen Wehrmacht. Als in Stuttgart Anfang November 1939 der Bau eines zwei Meter hohen Zauns, «zusätzlich eines Meters Stacheldraht an abgewinkelten Betonpfosten», beschlossen wurde, diktierten militärstrategische Interessen den Entscheid. Da unten am Saubach wechselten zu viele, zu vieles das Ufer. Deserteure. Militärische Informationen. Man stand vor dem Feldzug nach Frankreich. Also wurde gebaut. Im Einvernehmen mit der Schweiz. Gegen den Widerstand der Konstanzer, die ihr grünes Hinterland nicht hergeben wollten. Sie argumentierten taktisch, stellten ihre Stadt als «rührigen Mittelpunkt deutscher Kulturpropaganda an der Grenze» hin und betonten die «volklischen Bindungen der Alemannen beiderseits der Grenze». Sie verweigerten jede finanzielle Unterstützung, setzten sich gar für die Erhaltung der Obstbäume ein, die dem freien Schussfeld geopfert werden sollten.

Der Zaun wurde trotzdem gebaut. Die meisten Bäume wurden gefällt. Und eine lange Zeit war vorbei. Die Zeit vor dem Zaun. Die zwanziger Jahre zum Beispiel, als der Kreuzlinger Malermeister Büchele noch ein Emmishofer Bursche war und in aller Selbstverständlichkeit in Konstanz seine Lehre machte. Genau wie alle andern Burschen aus Emmishofen auch. In Konstanz lernte er Klavier spielen und Piccolo, dort sang er im Männerchor. Dort kaufte man ein, Fleisch, Textilien, Schuhe. Von dort kam das Gas. Dafür brachten die Thurgauer den Konstanzern die Milch. Und sonntags wiederum, da wimmelte es in den Emmishofer Wirtschaftshäusern von Konstanzern, mit ihren ganzen Familien kamen sie. Man besorgte billigen spanischen Wein. Und für die Kinder hausgemachten

Gugelhopf. So also ging das hin und her. So also ging man ein und aus, ohne Passkarte, wie im eigenen Haus.

Was der Malermeister erzählt, bestätigt Lokalhistoriker Moser. Der Thurgau war einst eng mit Konstanz verflochten. Die Schweizer Bauersleute pilgerten auf den grossen Messeplatz beim Konstanzer Döbele, die Konstanzer ihrerseits zog es am Aschermittwoch zum Schneckeball ins eidgenössisch-katholische Hinterland. Man wohnte, wo es einem gefiel: der Kreuzlinger Zöllner in Konstanz, der deutsche Offizier auf dem Schweizer Seerücken. Der Erste Weltkrieg dann brachte erstmals Kontrollen, Militärbehörden übernahmen den Grenzschutz, an den Übergängen stellte man Schlagbäume auf. Die wurden später schnell wieder entfernt. Weniger schnell vergass man in Konstanz die raffigierigen Nachbarn direkt nach dem Krieg, die mit ihrem harten Franken ganze Regale leerkaufen, wo die eigenen Leute doch hungerten, wo die Ware doch knapp war. So zeigten sich erste Trübungen in der friedlichen Koexistenz, und zwar noch vor dem Milchkrieg zwischen den badischen und den Thurgauer Bauern Anfang der Dreissiger, noch vor den erneuten Grenzkontrollen, diesmal von braunen Männern in Parteiuniform. Als es dann schliesslich drüben in den Wirtschaftshäusern von SS-Leuten nur mehr so wimmelte und der Kinobesuch zum Test der Resistenz gegen Massenpsychose wurde, weil bei der Wochenschau, beim Auftritt Hitlers, alle aus den Sesseln schossen und man der einzige war, der sitzen blieb, da mochten viele nicht mehr gehen.

Der Zaun schliesslich trennte also, was sich entfremdet hatte. Doch ihn zur geistigen Grenze zu erklären, wie man das auch in Kreuzlingen noch immer gerne tut, ist Schweizer Mythologie. Auch diesseits der Grenze gab es Fröntler, gab es Antisemiten. Man wusste um das «braune Haus» in «Hakenkreuzlingen», wo sich Freund von hier mit Freund von drüben traf, zwecks Schulung oder Vorfeier des Siegs. Auch dass die Thurgauer Fremdenpolizei äusserst radikal vorging in der Abwehr «unerwünschter Elemente» an der Grenze, ist inzwischen bekannt. «Die Verhältnisse», so liest man in einem Polizeiprotokoll, «riefen einer besonderen Abwehrorganisation.» Dazu gehörte auch das kleine Stück Grenzzaun zwischen Kreuzlinger Zoll und Wiesenstrasse.

DER JUDENZAUN. «Der unklare und widernatürliche Verlauf der Grenzlinie, namentlich in stark besiedelten Gebieten wie um Konstanz, ist bei der heutigen wirtschaftlichen und sozialen Lage

häufig die Ursache unangenehmer Zwischenfälle.» Das schreibt der Bundesrat im Vorentwurf seiner Botschaft vom 7. Oktober 1938 zum neuen Grenzvertrag in der Bodenseeregion. Natürlich wissen die Herren sehr genau, was mit den «unangenehmen Zwischenfällen» gemeint ist. Nicht die Schmuggler oder Devisenhändler machen ihnen Sorgen, wie ihren deutschen Kollegen. Es sind die Flüchtlinge, die ihnen zu nahe kommen, es sind diese «Emigrantenschlepper» mit ihren Tricks – wie die NZZ schreibt –, wo sogar die deutschen Behörden wacker mitspielen. Es sind diese Jüdinnen, die Juden, die nun, seit dem Anschluss von Österreich ans Reich, nicht mehr nur aus Berlin oder Chemnitz, sondern auch aus dem Osten, von Wien her, herreisen, in diese besondere Ecke der deutsch-schweizerischen Grenze. In dieses Konstanz, wo man bekanntlich mit dem Zug direkt zur Grenze fahren kann. In diese Stadt, wo die Grenze mitten durch liebliche Gärten, einem harmlosen Bächlein entlang, führt und wo man für einen illegalen Übertritt weit weniger Ortskenntnisse braucht als anderswo an der Grenze. Mit einer Zunahme solch illegaler Übertritte aber ist zu rechnen. Das wird die Antwort sein auf das «J» im Pass der deutschen Juden, das die Schweizer Delegation nun endlich durchgesetzt hat, zwecks Erleichterung bei den Rückweisungen an der Grenze. Sie werden es vermehrt illegal versuchen, das ist klar, man muss sich etwas einfallen lassen. Der bundesrätliche Zaunbeschluss, genau ein Jahr später, ist zwingende Konsequenz dieser klaren Politik. Vom Kreuzlinger Zoll gegen den See hin soll man ihn ziehen, 340 m lang soll er werden, eine Stacheldrahtkrone soll er tragen, und «hoch, robust und dauerhaft» soll er sein.

Als die Schweizer ihren Zaunbeschluss fassten, waren sie überzeugt, dass «die deutschen Behörden auf die Errichtung eines Grenzzauns verzichten». Zuvor hatten lange Verhandlungen keine Ergebnisse gebracht. Die Schweizer wollten einen «eisernen Grenzzaun», den Deutschen war das zu teuer. Man stritt sich, ob die Grenze an der Aussenlinie eines gemauerten Pfostens oder in der Mitte verlaufen sollte. Schliesslich entschied man, jeder solle den Zaun bauen, den er sich wünscht. Die Schweizer wünschten dann heftiger und schneller.

Doch im Tägermoos, beim Saubach, am Grenzweg, dort, wo die Sache rechtlich so kompliziert war, blieb ein empfindliches Loch. Von den tödlich Bedrohten wurde es zielsicher aufgespürt. Auch die zehn Konstanzer Juden nutzten es im Feuerregen der brennenden Synagoge in der Kristallnacht. Auch sie mussten illegal kom-



Unüberwindbar ist er nicht: viele kommen durch, andere scheitern. 420 Personen wurden letztes Jahr beim illegalen Übertritt aufgegriffen.

080-311

116-079



Der Zaun wird an den vorgesehenen Stellen täglich um die 30 000mal passiert. Man kommt und geht – zum Einkaufen, zum Flanieren. 600 sind Pendler aus dem Raum Konstanz.

men, trotz Kreuzlinger Arbeitsbewilligung in der Tasche. Und auch bei ihnen reichte die thurgauische Gastfreundschaft nur für eine «Toleranzbewilligung» von ein paar Nächten. Da hatten es gar ihre toten Brüder und Schwestern besser. Die erhielten, wollten sie ihre letzte Ruhe nicht auf braunem deutschem Boden finden, ein Plätzchen auf dem jüdischen Friedhof hier vor Ort. Sie aber, die Lebenden, mussten gehen.

Das Boot war voll, das Loch im Zaun ein Ärgernis. «Täglich flüchteten sich 4 bis 10 und mehr Juden aus der Grenze, und zwar in der Hauptsache über den Saubach», klagt der Kreuzlinger Bezirksstatthalter Otto Raggenbass im «Thurgauer Volksfreund» vom 10. Dezember 1938. Als die deutsche Wehrmacht dann ein gutes Jahr später mit den Baumaschinen im Tägermoos vorfuhr, war die Kooperationsbereitschaft auf Schweizer Seite gross. Man bot ungefragt finanzielle Hilfe an. Man war erleichtert, dass das «uneingeschränkte Hoheitsrecht der Schweiz über das Tägermoos» endlich anerkannt wurde. Und man atmete auf, weil man nun – wie ein Polizeibericht später festhielt – «die bunte Gesellschaft, welche plötzlich eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Schweizer Erde verspürte, in Schach halten» konnte. Endlich war der Zaun dicht.

Als Judenzaun war das Gitterwerk effizient. Als Grenzzaun hatte es eigene Grenzen. Nachts etwa wuchsen die getrennten Städte zusammen. Gemeinsam hüllten sie sich ins schützende Dunkel. Und später dann, gegen Kriegsende, als die Schweizer ihre Grenzstädte mit Licht überfluteten, schloss sich Konstanz dem Lichtschutz der Kreuzlinger an. In der Kriegszeit öffnete der Zaun sich nur wenige Male, und dann lautlos. Zur Durchfahrt von Verwundetentransporten. Für das denkwürdige Treffen im Trompeterschlössle im Januar 1945, als der Konstanzer Bürgermeister mit den anrückenden Franzosen die kampflose Übergabe der Stadt besprach, hinter dem Rücken von SS-Kommandanten und Wehrmacht, mit Vermittlungshilfe der Kreuzlinger. Auch nach dem Krieg blieb der Zaun dicht. Die französischen Besatzer beschlossen gar, ihn zum Bretterzaun auszubauen. Sieger mögen keine Zeugen. Das Gitterwerk war ihnen zu durchlässig. Zu schnell war, was sie beschlossen und taten – die Bestätigung etwa nazistischer Amtsträger –, in Schweizer Zeitungen zu lesen. Und ging von da nach Paris. Doch mit der Bretterwand mochten die kriegsmüden Menschen sich nicht abfinden. Heftig und laut war ihr Protest. So blieb der Zaun ein Zaun. Und bald standen wieder Juden davor, wie schon ein paar Monate zuvor, in Sträflingskleidern, zu Skeletten

abgemagert. Sie kamen von Theresienstadt und von Bergen-Belsen. Sie waren auf der Durchreise. Drei von ihnen sind geblieben. Auf dem Friedhof in Kreuzlingen fanden sie ein Grab.

DER ASYLANTENZAUN. «Um Gottes willen, lasst ja den Grenzzaun stehen. Im Gegenteil – man sollte ihn noch unter Strom stellen oder aber wieder mit Stacheldraht bestücken. Dann kämen unsere Stadt, unsere Grenzschutz und die Polizei wieder etwas zur Ruhe.» Diese Leserbriefschreiberin im «Thurgauer Volksfreund» gehört mit zu jenen, die den Zaun nicht mehr hergeben wollen, heute schon gar nicht. Für die unbestritten ist, dass es ihn braucht und wozu. Die mit lauten Voten die politischen Träumer samt ihren Abbruchvisionen auf die Grenze zurückgeholt haben. Was sich da so am Zaun tummelt, spricht doch für sich. Gesindel, das den offenen Übergang scheut. Und dann natürlich diese Ausländer, diese Asylbewerber, diese «unerwünschten Eindringlinge», die die Schweiz in einen «Vielvölkerstaat» verwandeln und damit zerstören.

Galt das nächtliche «Halt!» früher den Juden, den Jüdinnen, gilt der Ruf heute meist männlichen Fremdlingen. Aus Ex-Jugoslawien. Aus Sri Lanka. Aus der Türkei. Im letzten Jahr etwa waren von den 420 beim illegalen Übertritt gefassten Menschen 271 Asylbewerber und 63 sogenannte Schlepper. Es gab Zeiten, da waren es doppelt so viele. Die Ecke Konstanz/Kreuzlingen hat ihre Attraktivität für Flüchtlinge behalten. Der Fang Fremder am Zaun ist für die Grenzschutz mehr Pflicht als Freude. «Uns sind Leute mit richtigem Dreck am Stecken lieber. Die da sind meist arme Kerle. Wir sammeln sie ein, bringen sie der Polizei, da bekommen sie eine kurze Behandlung. Dann übergibt man sie den deutschen Kollegen.» In der nächsten Nacht dann stehen sie vielleicht wieder am Zaun. 1991 war das oft so, mit Flüchtlingen aus Sri Lanka. «Die avancierten zu nächtlichen Bekannten, zu einer Art Stammkundschaft. Irgendwann einmal haben sie es dann vermutlich geschafft.»

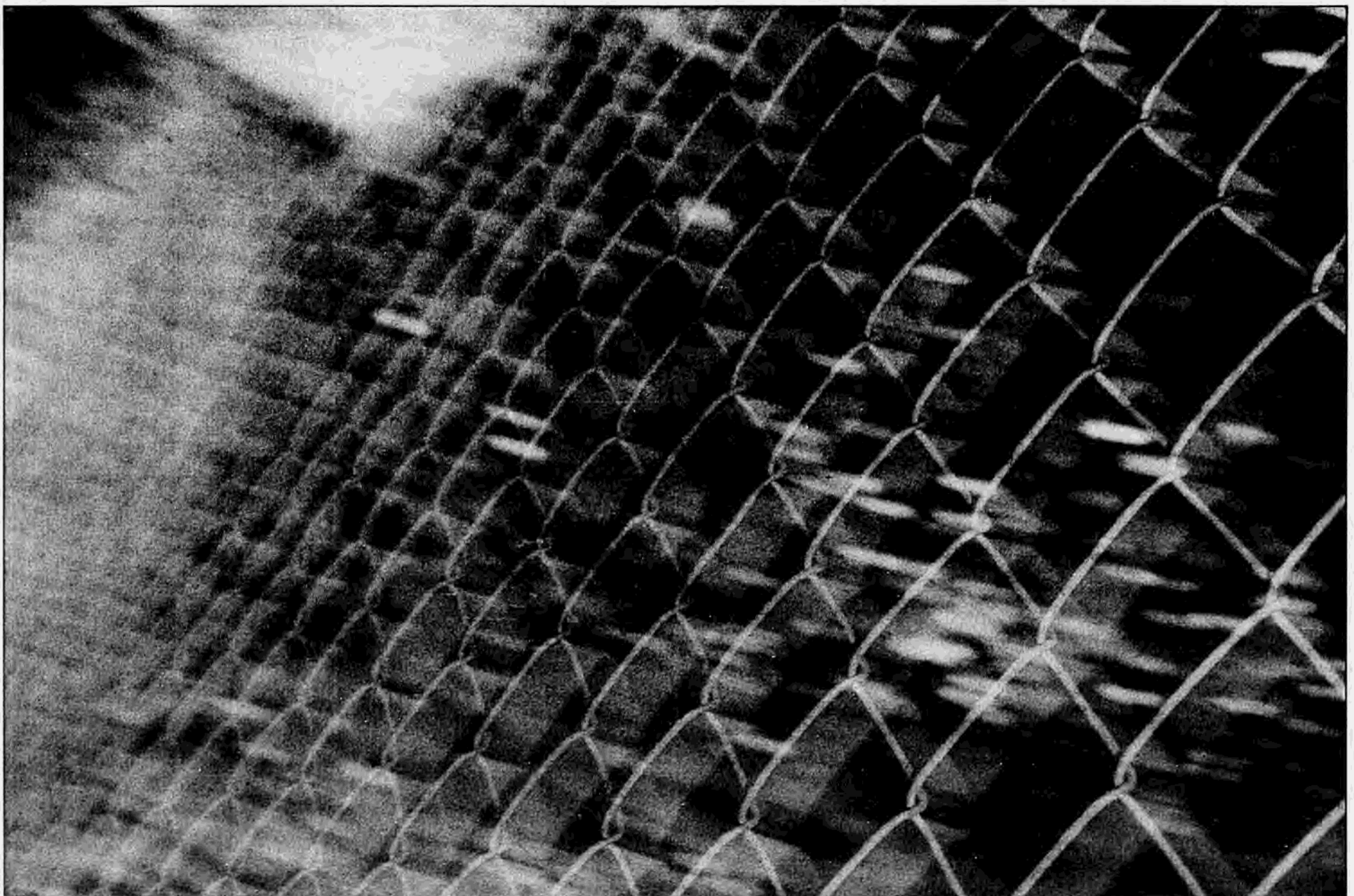
Dass der Zaun kein unüberwindliches Hindernis ist, weiss die Grenzschutz also auch. Trotz den 58 Personen, die sich Überwachung und Kontrolle teilen, zusammen mit einer mobilen Truppe von 14 Leuten und 6 Hunden. «Der Zaun ist keine Blockade, wer ihn umgehen will, der kann. Bei Tiefwasserstand kann man da unten am See sogar trockenen Fusses um die Grenze herum.» Trotzdem soll der Zaun bleiben. «Wir sind hier als Vertreter

des Hausherrn am Werk», meint der Schweizer Grenzschutzkommandant Grob, «man will wissen, wer hereinkommt. Und wer es über den Zaun versucht, weiss genau, dass er null Chance auf Asyl hat, deshalb kommt er ja so.» Die Wirklichkeit zeigt anderes. Von all den Flüchtlingen etwa, die 1991 in der Schweiz Asyl erhalten haben, sind über vier Fünftel illegal eingereist. Der heimliche Gang über die Grenze hat also nicht zwingend mit geringeren Asylchancen zu tun. Das weiss man auch ein paar hundert Meter vom Grenzraum entfernt, in der Empfangsstelle für Flüchtlinge. Von den 3343 Asylbewerbern, die sich im letzten Jahr dort meldeten, kamen 43 Prozent illegal. Viele wollen ihren Reiseweg verdunkeln, aus Angst vor Rückschaffung, zudem lässt sich mit einem versteckten Pass später allenfalls reisen. Hier, an der offiziellen Empfangsstelle, gibt es übrigens auch einen Zaun. Und eine Kamera mit automatischem Alarm. Die Anlage wurde auf Wunsch der Stadt Kreuzlingen gebaut, so wird erklärt. Zum Schutz der Fremden vor den Einheimischen.

Der Zaun steht also noch immer. Täglich wird er um die 30 000mal passiert. Sie kommen vom Norden. Sie kommen aus dem Süden. Der Glarner holt sich seine 40 Liter UP-Milch von Aldi, die Rentnerin ihre Schokolade in der Migros. Man fährt zum Baden ins Schweizer Hörnli, man zeigt seinem welschen Gast die Konstanzer Altstadt. Oder die steinerne Hure unten am Hafen. Man flaniert, man profitiert. Und man teilt, was sich aufdrängt. Die Eishalle. Das Busnetz. Das Gas. Die Beziehungen sind gut, versichern Zöllner und Politiker. Auch wenn die Einheimischen sich fremd geworden sind. Und vor allem über Preise miteinander verhandeln.

Der Zaun trennt. Die Neukonstanzer von den Althurgauern. Die Eidgenossen von den Schwaben. Das Schweizerland vom Schengenland. Der Zaun schützt. Die Sesshaften vor den Heimatlosen. Den Sonderfall und die Festung Europas. Er hat eine klare Linie. Die wird er auch dann behalten, wenn dereinst die Autobahn ihn vierspurig durchstösst und der Zollhof mitten in die Gemüesfelder des Tägermooses katapultiert worden ist. Das kann dem Zaun nichts anhaben. Hinter ihm stehen Menschen. Auf beiden Seiten.

Literatur: Arnulf Moser: Der Zaun im Kopf; zur Geschichte der deutsch-schweizerischen Grenze um Konstanz. Universitätsverlag, Konstanz 1992.



Der Zaun behindert zwar nicht den Durchblick, aber er trennt: Neukonstanzer von Althurgauern, Eidgenossen von Schwaben, Schweizerland von Schengenland, den Sonderfall vom Rest der Welt.